

„BERGGGEIST“

Gratis-Beilage zur „Oraviczaer Zeitung“.

Verlag der C. Kehrerschen Buchhandlung.

Die Tochter des Nebenbuhlers.

Roman nach fremdem Motiv frei bearbeitet von Ilka Sch.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Er erhob sich, um seine Seele von dem Drucke peinvoller Meditationen zu befreien und begann seine Morgentoilette. Da klopfte es leise an die Thür und der ehrwürdig freundliche Kopf seiner alten Mutter erschien in der Oeffnung derselben.

„Mein lieber Sohn, ich komme, Dich zu Deinem ersten Ausgange zu beglückwünschen. Fröhliche Weihnachten, Perci!“ sprach sie in scherzendem Tone und doch schwammen ihre Augen dabei in Thränen.

„Mutter, meine Fröhlichkeit ist hin, das Fest hat keine Freude mehr für mich,“ entgegnete er gebrochen.

„Sprich nicht so, Perci,“ schluchzte seine Mutter. „Enttäuschungen kommen oft vor im Leben, Du

wirfst mit der Zeit ein anderes Mädchen lieben lernen, die Deiner mehr werth ist.“

„Still, Mutter! Niemand wird die Stelle Lili's in meinem Herzen wieder ausfüllen können und wäre es das engelhafteste Wesen der Erde. Ich habe Lili

über Alles geliebt, und — Mutter — liebe sie noch immer.“

„Du treues Herz! Dein Kummer ist noch zu neu, es wird auch darüber Gras wachsen,“ entgegnete sie warm.

„Das wird lange Zeit brauchen.“

Gottlob steht der Makel mir noch nicht auf der Stirne geschrieben, so daß ich mich unter ehrlichen Leuten sehen lassen kann.“

„Die Trennung wird uns schwer fallen, Perci, aber Du hast Recht. Arbeit ist das beste Mittel für Dich.“

„So ist es, Mutter. Komm', laß uns jetzt zu den Andern hinabgehen. Die Glocke hat bereits zum Frühstück gerufen.“

Frau v. Lester legte seine Hand auf ihren Arm und führte Percival zum erstenmal in den Kreis ihrer Freunde.

„Na, das ist schön von Ihnen, junger Mann,“ sagte Graf John. „Ich gratuliere zu Ihrer Besserung.“

„Es war hohe Zeit dazu,“ entgegnete Percival. „Ich habe Ihre Gastfreundschaft ohnehin schon arg auf die Probe gestellt und muß jetzt zu einem vernünftigen Entschluß kommen.“

Lucy Camberley's Gesicht, deren Züge noch eben die Freude über Lester's Genesung widerspiegelten, verlor plötzlich den hellen Glanz und wurde blaß; aber Niemand gewährte

den schnellen Wechsel, außer Percy's Mutter, die einen schwachen Hoffnungsstrahl an das junge Mädchen knüpfte.

Hatte dieses äußerst sympathische Wesen eine stille Herzensneigung zu ihrem Sohne gefaßt? Wer konnte wissen, ob er in



Die Tochter des Nebenbuhlers. Der ehrwürdig freundliche Kopf seiner alten Mutter erschien in der Oeffnung der Thür.

Aber Sorge nicht, Mutter, daß ich mich von meinen Gefühlen hinreißen lassen werde; sobald ich gesund bin, will ich wieder arbeiten. Die Welt ist groß, sie wird auch für mich ein Fleckchen Erde haben, trotzdem ich als Dieb gebrandmarkt bin.

Ihrer Liebe nicht sein künftiges Glück finden würde?

"Eile mit Weile, lieber Freund," sprach der alte Hausherr wohlwollend. "Warum wollen Sie so ungestüm weiter treiben, wir Alle sind herzlich froh, Sie hier zu haben."

"Sie beschämen mich durch Ihre Güte, Herr Graf. Aber ist es nicht besser, ich trachte mir durch Arbeit meine Schrullen zu verschleichen?" und er zwang sich eine heitere Miene zu zeigen. "Und was meinen Sie, Fräulein Lucy?"

"Ich meine, wir versuchen Ihre Kräfte erst mit einem Kirchgange. Der Himmel hat sich gelichtet, der Weg ist auch nicht weit und Sie genießen etwas frische Luft," entgegnete sie, noch immer auf seine Gesundheit wohl bedacht.

Nach beendetem Frühstück traten sie demnach gemeinsam den Weg zur Kirche an. Noch nie hatte Lucy die Andacht so süß geklungen als heute. In späteren Tagen schwebte ihr dieser Spaziergang wie ein leuchtender Morgenstern vor.

Und Percival! Empfand auch er die süße Wonne des Augenblickes, oder träumte er von einem anderen Mädchenkopfe, der in einem Bestuhle daheim in der alten Kirche Moulton's sich tief in das Gesangbuch herabbeugte, oder folgte er andächtig den Worten des Predigers?

Kathe Camberley war die älteste Tochter des Grafen und durch ihre anmuthigen Bewegungen und ihr vornehmes Auftreten eine ungewöhnlich elegante Erscheinung. Das heitere Lächeln, welches an diesem Weihnachtstage ihre rosigen Lippen umspielte, erhöhte sich noch, als ein leichter Kutschierwagen vor der Rampe des Schlosses hielt und ein junger Mann von ungefähr dreißig Jahren, die Zügel der Pferde dem Groom überlassend, gewandt von seinem hohen Sitze herabsprang.

Ihr Gesicht färbte sich dunkler, als derselbe nun eintrat und, sie begrüßend, ihre Hand länger in der seinen zurückhielt, als es die Höflichkeit verlangte.

"Es freut uns, zu sehen, daß Sie die Entfernung nicht gescheut, um herzukommen," sprach Lady Camberley dem neuen Gaste ihr Willkommen aus.

"Ihre Liebenswürdigkeit erspart mir dadurch die Monotonie meiner einsamen Häuslichkeit," entgegnete er galant.

"Als wenn Sie nicht mindestens ein Duzend andere Einladungen erhalten hätten," neckte Margit.

"Keine, an der mir so viel gelegen wäre," und Neville's Blicke schweiften dabei Kathe's glühendes Gesicht.

"Haben Sie schon gefrühstückt?" frug Gräfin Camberley.

"Danke, ja, aber der Morgen ist wahrhaftig gottvoll; die jungen Damen sollten einen Spaziergang unternehmen."

Margit und Kathe erklärten sich nur zu gerne bereit, mit Herrn Neville eine kleine Promenade zu machen, und eilten, Hut und Mantel zu holen.

Selbstverständlich führte der Weg sie an Doktor Stanley's Behausung vorbei; ebenso natürlich schien es, daß dieser die

Gesellschaft seines Bruders gegen jenes fröhliche Kleeblatt vertauschte und mit Neville und den Mädchen heiter in den kalten Wintertag hineinschritt.

"Sie haben meinen stillen Wunsch er-rathen, Fräulein Margit," sprach er zu dieser, "das schöne Christfest hätte nur den halben Reiz für mich gehabt, wenn ich Sie heute hätte entbehren müssen."

Margit lächelte glücklich. "Warum kann ich nicht die Stellung und den Reichthum Neville's haben," sprach er nach einer Pause mit ernsterer Miene. "Graf John wäre dann gewiß entgegenkommender."

"Trösten Sie sich, Alphonse," sagte sie sanft. "Liebe ich Sie nicht, wie Sie sind, und ist Ihnen dies nicht genug?"

"Ja, wenn ich das weiß, fühle ich auch keinen Reiz mehr gegen Neville," antwortete er und drückte dem Mädchen dankbar die Hand. "Nun sehen Sie sich aber einmal unsere beiden Gesellschafter an," und er deutete auf Neville und Kathe, "machen sie Ihnen nicht den Eindruck des gegenseitigen Einvernehmens?"

"Ich glaube nicht, daß sie schon so weit sind, aber daß sie sich lieben, ist außer Zweifel."

"A propos, da wir gerade Amor's neckisches Spiel vor uns haben, wie steht es denn mit unserem Patienten. Ich bin in hohem Grade für ihn eingenommen und seine Schicksale interessieren mich ungemein."

"Es ist ein edler Mensch — und doch wollte ich, er wäre nie in unser Haus gekommen."

Dr. Stanley hielt im Gehen inne und blickte sie befremdet an.

"Wieso! Ich dachte, er sei das enfant chéri von Allen?"

"Das ist es ja eben, vielleicht wird er sogar von Manchen zu viel geliebt."

"Wie; doch nicht von Fräulein Lucy?"

"Ich fürchte beinahe."

"Das wäre mir leid; — aber — warum sollte er nicht auch über seine erste Enttäuschung hinwegkommen können! Eine zweite Neigung hat oft mehr Festigkeit in sich, als das erste ungeprüfte Empfinden."

"Gewiß, doch er gehört zu den Wenigen, die eher zu Grunde gehen, als durch ihre erste Liebe geläutert zu werden. Arme Lucy, sie sieht das Unglück, in welches sie ihr Herz treibt, und hat die Kraft nicht, sich davor zu schützen."

"Ein glücklicher Stern oder vielmehr die freundliche Einladung Ihrer Mutter hat mich heute zu Ihnen geführt, Fräulein Kathe," sprach Herr Neville, indem er sich tief zu dem Mädchen herabbeugte, um ihr in die glänzenden Augen sehen zu können.

"Schon lange suchte ich eine passende Gelegenheit, Sie allein zu sprechen. Sehen Sie mich gern hier, liebes Fräulein?"

Sie blickte ihn schau von der Seite an, aber ihr lächelnder Mund hieß ihn willkommen.

"Käthchen," fuhr er mit männlich sonorer Stimme fort, "es ist einsam bei mir in Rutdale. Freilich habe ich viele

Bekannte und werde von diesen oft geladen, wie Fräulein Margit spöttisch bemerkte, aber Geselligkeit hat für mich wenig Reiz, wenn ich sie mir nicht selbst in meinem Hause verschaffen kann. Ich sehne mich nach einer Häuslichkeit, die ich seit dem Tode meiner Eltern oft vermisste. Kathe, kommen Sie zu mir, bringen Sie Licht und Sonne in mein ödes Heim. Im Geiste habe ich Sie oft mir zur Seite gedacht, habe gewünscht und ersehnt, Sie in meinem Hause als liebliche Herrin schalten und walten zu sehen, darf ich nun hoffen, daß Sie auch wirklich die Stelle einnehmen werden?"

Sie erwiderte auch jetzt noch keine Silbe, aber ihre Züge sprachen die helle Freude so deutlich aus, daß Neville den Muth nicht sinken ließ.

"Darf ich Ihr Schweigen als eine Zusage nehmen? Käthchen, sage mir nur ein ganz leises Ja und ich bin zufrieden." Er hätte gerne den Arm um sie geschlungen, wenn die Entfernung zwischen ihm und dem Doktor mit Lucy ihn vor Entdeckung geschützt hätte; so wagte er aber nur, mit heißer Gluth, dem Mädchen in die Augen zu sehen.

Sie nickte leise. "Also ja," ergänzte er ihre Bewegung. "Und darf ich auch gleich dem Grafen von Deiner Einwilligung sprechen?" Er hatte sich ohne Umstände des "Du" gegen sie bemächtigt.

"Sie können ihm Alles sagen, was Sie wollen, auch daß seine Tochter Kathe zu den glücklichsten aller Sterblichen gehört," entgegnete sie, tief über die Kühnheit ihrer Worte erröthend.

"Käthchen, schöner Morgenstern in meinem beginnenden Leben, weist Du, wie lange ich Dich schon liebe? Ich wagte nur nicht davon zu sprechen, so lange ich kein eigenes Heim Dir anzubieten hatte. Nun werden wir aber das große Gebäude ganz für uns allein haben, und ich denke, es wird Dir dort gefallen."

"Es ist eine der schönsten Prachtbauten, die ich kenne," sagte sie eifrig.

"Käthchen, wenn Du mir aber schon so viel giebst, sage mir auch, daß Du mich liebst — Du würdest mich damit doppelt beglücken."

"Ich liebe Sie," sprach sie schüchtern, "ich liebe Sie, Herr Neville und bin so glücklich. Auch die Meinen werden hoch erfreut darüber sein."

"Um so besser, so werden wir keine Schwierigkeiten haben."

"Nein, das brauchen wir nicht zu befürchten. Es wäre auch wenig poetisch, eine so große Frage durch Haber und Streit zu entweihen."

"Und das wollen wir nicht nur jetzt, sondern auch in alle Zukunft vermeiden, nicht wahr, Käthchen?" Ein schelmisches Lächeln begleitete seine Worte.

"O, das hoffe und wünsche ich." "Ist dieses Dein aufrichtiger Wunsch, dann darfst Du mich vor allem nicht mehr Herr Neville nennen, sondern Oskar."

"Nichts lieber wie das, Oskar klingt auch viel hübscher."

„So ist's recht, meine süße Rathe, und jetzt nach Hause. Ich muß noch heute Alles mit Deinem Papa besprechen. Wann darf ich Dich mein nennen?“

„Dies überlasse ich Dir und meinem Papa zur Entscheidung.“

Weder Graf John noch Neville fanden es nöthig, die Trauung lange hinauszuschieben und setzten dieselbe für das kommende Frühjahr an.

XXXI.

Es war zur Abendzeit. Klar, aber frostig war der Tag des Weihnachtstages. Die untergehende Sonne lag glühend in den Wipfeln der Bäume und warf bunte Lichter über die im frischen Schnee hellstimmern Wiesen, dichte Schaaren von Krähen flatterten von dem kahlen Gestrüpp und zerstreuten auf den losen Erdschollen der Felder, um, mit dem Schnabel fleißig pickend, nach Spuren nahrhaften Stoffes zu suchen.

So abgestorben die Natur und das Leben hier draußen dem Menschenauge in seinem monotonen Winterschlaf entgegentrat, nur von dem eintönigen Ruf einer Unke unterbrochen, so traulich muthete das Bild einer beschaulichen Häuslichkeit den Fremden an, der heute die Schwelle des Schlosses Camberley betrat.

In einem getäfelten, mit Teppichen behangenen Saale stand in der Mitte die große Tafel reich geschmückt, von vielarmigen Girandolen hell beleuchtet.

General Lester und Oberst Stanley — Letzterer als Bruder des Doktors ebenfalls ein gern gesehener Gast des Hauses — unterhielten sich als ausgediente Militärs eifrig über Feldzüge und Soldatenleben; Margit war nicht weniger glücklich, nachdem es ihr gelungen, Doktor Stanley zum Tischnachbar zu erobern, und Beide plauderten mit halblauter Stimme, wohl ab und zu einen verstohlenen Blick zu Rathe hinüberwerfend.

Diese und Herr Neville strahlten so sehr vor innerer Glückseligkeit, daß Vater und Mutter mit Stolz und Freude auf ihre Töchter blickten.

Auch Percival gerieth durch das lebhafteste Bild vor sich allmählig aus seinen düsteren Träumen in eine bessere Stimmung und blickte zu Lucy jetzt mit ungläubigem Lächeln auf, als diese die hingeworfene Diensthöfen-Frage als ein langjähriges und umsichtiges Uebel erklärte, an dem man seinen Unwillen oft viel geprüft sieht.

„Das Schauspiel müssen Sie mir auch einmal gewähren, Liebes Fräulein, Sie böse oder zänklisch zu sehen: ich halte Sie dessen gar nicht fähig.“

„O, doch! Ich bin manchmal recht unausstehlich,“ entgegnete Lucy, bei diesem Lobe erröthend. „Sie dürfen mich nicht zu hoch stellen, mein Charakter hat viele Fehler, die Sie nicht kennen.“

„In der That, das ist mir bisher nicht aufgefallen. Sollte ich jedoch etwas davon bemerken, so will ich Sie daran erinnern.“

„Ach ja, thun Sie das!“ Bei einer wahren Freundschaft muß man sich stets gegenseitig auf seine Untugenden aufmerksam machen, und sind wir denn nicht echte Freunde?“

„Ja, Fräulein Lucy,“ antwortete er warm. „Sie sind meine beste, liebste kleine Freundin, die ich jemals gehabt habe.“

Ein Schimmer goldiger Wonne glitt über ihre sprechenden Züge und schweigend überließ sie sich dem süßen Schauer ihrer Empfindungen.

Plötzlich wandte sich Percival in abgebrochenen Sätzen wieder an Lucy.

„Ich werde nun bald fortgehen. Die freundliche Aufnahme und ihre liebevolle Pflege, Fräulein Lucy, werde ich aber nie vergessen. Ich habe Sie wie eine Schwester lieb gewonnen.“

„Wenn Sie mich als solche annehmen wollen, müssen Sie doch erst das „Fräulein“ fallen lassen,“ bemerkte sie freundlich.

„Würden Sie mir das erlauben, Lucy,“ sprach er mit gedämpfter Stimme; „leider werde ich wenig davon haben, wenn ich fort bin.“

Nur mühsam unterdrückte Lucy den Seufzer in ihrem fühlenden Herzen, aber die Stimme klang fest, als sie erwiderte:

„Und sind Sie über Ihr Vorhaben im Klaren?“

„Ungefähr; doch muß ich Sie bitten, mich nicht weiter zu befragen. Gelingen meine Absichten, so werden wir uns wiedersehen — vielleicht ein zweitesmal das Weihnachtstfest zusammen verbringen — wenn nicht, so müssen wir uns heute auf immer trennen. Aber wie es auch kommen mag, Lucy, ich werde stets mit Dank und brüderlicher Liebe Ihrer gedenken.“

„Was Sie unternehmen wollen, wird Ihnen nicht fehl schlagen,“ fuhr Lucy fort, und schlug Ihre klugen Augen zu Percival auf, „doch werden Sie mir nicht minder willkommen sein, auch wenn Sie sich keine Lorbeerkrone erworben haben.“

„Wenn ich nun aber als ganz gemeiner Handwerksbursche oder Tagelöhner zurückkehrte, wie dann?“ scherzte er leise.

„Sie würden doch das bleiben, was Sie sind, und ob Tagelöhner oder Ministerpräsident, ich würde Ihnen deshalb nicht weniger herzlich die Hand zum Gruße entgegenstrecken.“

„Und Ihr Vater? Würde Graf John nicht anders denken?“

„Sein edler Sinn wäre dessen nicht fähig.“

„Es wäre auch schlecht mit mir bestellt, wollte ich seine Freundschaft auf eine so harte Probe stellen. Eine große Beruhigung ist es mir, meine Eltern in Ihrer unmittelbaren Nähe zu wissen. Der Verlust ihres Vermögens mit der Sorge, die ich ihnen unverschuldet bereitet habe, hat sie sehr niedergedrückt, Lucy, schlagen Sie mir die letzte Bitte nicht ab und bleiben Sie meinen Eltern eine liebevolle Tochter, wie Sie es mir als Schwester schon zusagten.“

„Ich werde Ihrer Worte eingedenk bleiben,“ entgegnete sie ernst. „Kennen Ihre Eltern Ihr Vorhaben?“

„Nein, auch ihnen soll der neue Beginn meines Lebens unbekannt bleiben. Durch eigene Kraft will ich entweder steigen oder fallen.“

Gräfin Camberley machte in dem Augenblicke eine leichte Verbeugung zu Frau v. Lester hinüber und hob die Tafel auf. Lucy folgte den Damen in den anstößenden Salon und Percival sah sich plötzlich dem Oberst gegenüber.

„Das Thema Ihres Gesprächs mit meinem Vater hat mich sehr angesprochen, Oberst Stanley,“ sagte er, auf diesen zuschreitend. „Gehen Sie mit Ihrem Regimente wider die Aufständischen ab?“

„Wahrscheinlich. Ich stehe mit meinen Leuten in erster Linie auf der Liste, aber vorläufig sind wir noch in Plymouth stationiert. Es ist eine schöne Hafenstadt und die Seeluft hat einen gesunden, kräftigen Gehalt. Kennen Sie den Ort?“

„Nein. Wann geht Ihr Urlaub zu Ende,“ fragte Percival nach einer kurzen Pause.

„Mit Ende der Woche. Ich kam eigentlich nur der Weihnachtsferien halber zu meinem Bruder herüber.“

„Was würden Sie wohl sagen, wenn ich Ihnen binnen Kurzem nach Plymouth folgte. Auch ich bleibe nur mehr wenige Tage hier.“

„Was ich sagen würde? Daß Sie ein Prachtjunge sind. Kommen Sie nur erst zu uns und Sie sollen sehen, was für ein flottes Soldatenleben wir führen. Ich biete Ihnen die Hälfte meiner Baracke an, wann sehen wir uns also?“

„Den Tag kann ich vorläufig noch nicht bestimmen, aber Sie sollen in Plymouth von mir hören.“

„Schön das, so werde ich Sie erwarten.“

„Ich danke, Herr Oberst. Aber noch eine Bitte, kein Wort von alledem, weder zu meinen Eltern noch irgend wem.“

„Schon recht, Kamerad. Ich kenne das; in Ihrer Jugend will man auch mal ein Bißchen Freiheit genießen und nicht immer an der Leine geführt werden, das geht auf die Nerven — ah, Lester?“ und Oberst Stanley lachte gutmüthig.

„Das ist es gerade nicht,“ antwortete Percival. „Ich werde Ihnen später einmal in Plymouth meine Gründe auseinandersetzen. Sie werden mich dann leichter verstehen.“

„Ganz wie Sie wollen, Lester. Kommen Sie, wir wollen auf frohes Wiedersehen anstoßen.“

Und er führte das volle Glas an seine Lippen und nickte seinem jungen Freunde herzlich zu.

XXXII.

Percival, wenngleich noch krank und müde im Herzen, hatte doch wenigstens den Christabend im Kreise seiner Eltern und Freunde, umgeben von Reichtum und Luxus, verbracht, während Bill einsam denselben in ihrer ärmlichen Stube verlebte.

Kurz nach den im vorhergehenden Kapitel erwähnten Vorgängen wurden Tom und Esther in einer im Osten der Großstadt gelegenen Kirche getraut und gingen von dort direkt in die neue Wohnung.

Dieselbe bestand aus drei gleich großen Räumen, von denen der beste Lili bestimmt wurde. Noch mehr, er erhielt sogar durch die frischen Kattunvorhänge, welche das Zimmer in zwei Abtheilungen trennte, einen häuslich wohnlichen Anstrich. Den Fronttheil stellte sozusagen ein kleiner Salon vor, den Lili zu ihrem beständigen Aufenthalt wählen konnte, während rückwärts ein Bett und Schrank als Schlafzimmereinrichtung fungierten. Esther meinte es gut mit ihrer Herrin, hatte sie doch, um dieser etwas mehr Bequemlichkeit zu verschaffen, sich von Manchen kleinen Schmucksachen getrennt, die ihr lieb gewesen.

Das mittlere Zimmer galt als gute Stube und sollte zur allgemeinen Benutzung dienen, damit Lili nicht allein auf ihr Zimmer beschränkt bliebe.

Tom war es gelungen, bei der Stadtwache angestellt zu werden, und so konnte sich allmählig ihre haltlose Lage zu einer sicheren Existenz.

Am nächsten Tage erschienen die jungen Eheleute in ihrer alten Wohnung, um Lili dort abzuholen.

Das junge Mädchen folgte willenslos ihrer geschiedten kleinen Jungfer. Welch' Interesse konnte sie auch an einer Wohnungsfrage nehmen, so lange es sich nicht um eigenes Heim handelte; ihr erschien jeder Raum gleich öde, den Percival's Erscheinen nicht, einem Meteore gleich, erhellte.

Große Holzschleiter brannten bei ihrem Eintreten im niedrigen Kamine und lustig leckten die auflobernden Flammen am Holze und zeichneten auf dem Boden hellere Kreise. Lili's Auge schweifte von diesen auf die weißen Spitzen der Vorhänge und auf den kleinen Teppich vor dem Sofa. Es konnte sie nicht an die Prunkgemächer ihres Stiefvaters erinnern, aber so viel es die bescheidenen Mittel zuließen, war gethan worden, um eine gewisse Behaglichkeit dem Raume zu verleihen.

Hier war es auch, wo Lili den Weihnachtsabend verbrachte. Sie blickte dankbar lächelnd ihre treue Dienerin an, denn sie konnte sich nicht verhehlen, einen guten Tausch gemacht zu haben, obwohl sie nur halb die Opfer kannte, mit denen es für sie erkauft worden war.

„Wie gefällt Ihnen die Idee der Abtheilung, gnädiges Fräulein?“ frug Esther besorgt. „Wir meinten, Sie würden nicht ungerne Ihr eigenes Wohnzimmer haben, womit aber (gewiß nicht gemeint ist, daß wir Sie nicht ebenso gerne in unserer Stube sehen würden. Der kleine Tisch im Fenster kann zum Arbeiten oder Schreiben dienen und so hoffen wir, Sie nicht allzu unglücklich bei uns zu sehen, bis Herr v. Lester Sie zu seinem Herd heimführen kann.“

Lili seufzte.

„Esther,“ begann sie, „ich bin sehr unglücklich. Wenn ich nicht bald etwas von

Herrn Lester erfahre, gehe ich selbst nach Moulton, mich zu erkundigen.“

„Gott behüte, gnädiges Fräulein, das könnte ich nie zugeben, es wäre unverantwortlich.“

„Dennoch habe ich den festen Entschluß gefaßt, es zu thun. Erst muß ich natürlich etwas verdienen, um die Reisekosten zu bestreiten, aber dann will ich nach Moulton und werde dieses unerklärliche Schweigen aufzuklären suchen.“

„Bedenken Sie die Gefahr, gnädiges Fräulein,“ fuhr Esther fort. „Herr Warrington könnte Sie bemerken.“

„Ich werde darauf bedacht sein. Ich nehme den Nachtzug und begeben mich von der Bahn direkt zu General Lester, wo ich gewiß freundlich aufgenommen werde. Und Lili lachte bei dem Gedanken eines Wiedersehens mit Percival still vor sich hin.

„Ja, vor Allem müssen Sie aber erst dort sein, gnädiges Fräulein — und allein reisen! Der Gedanke ist mir unerträglich. Nehmen Sie nur an, wenn man Sie verfolgte.“

„Das wäre freilich entsetzlich, aber die Unwissenheit und Angst der letzten Tage ist fast noch schwerer zu ertragen. Ich werde mich so mit Tüchern und Schleier verkleiden, daß mich Niemand erkennen wird! Bist Du nun beruhigt, Esther?“

„Nein, gnädiges Fräulein, ich werde erst dann beruhigt sein, wenn ich Sie wieder wohlbehalten bei mir habe,“ antwortete die Jungfer. „Zunächst wollen wir Tom um Rath fragen. Uebrigens, da fällt mir bei Tom gerade ein — haben Sie hier Verwandte?“

„Wie kommst Du darauf, Esther? In welcher Verbindung ständen meine Verwandten mit Tom, falls ich welche hätte, was, wie Du selbst weißt, nicht ist.“

„Das habe ich ihm ja gleich gesagt, aber er behauptet, eine auffallende Ähnlichkeit mit Ihnen bemerkt zu haben.“

„Wo, wer?“

„Das konnte er nicht herausbekommen, gnädiges Fräulein. Es war eine junge schlanke Dame, welche am Arm eines älteren Herrn das Hotel Langham verließ. Später Georgs-Kirche herauskommend, einen Wagen bestieg, und schwor hoch und theuer, Graf Englefeld an ihrer Seite gesehen zu haben.“

„Graf Englefeld!“ rief das Mädchen erschrocken aus. „Wenn er wirklich in London ist, habe ich keinen Augenblick Ruhe mehr. Nein, Esther, Dein Mann wird sich geirrt haben.“

Er will einen Irrthum nicht zugeben; er hätte auch fast die Dame für Sie, gnädiges Fräulein, gehalten, wenn Sie nicht zu Hause gewesen wären.“

„Liebe Esther,“ entgegnete Lili, „Herr Warren wird wohl Dich mehr im Kopfe gehabt haben, als das, was auf der Straße vorging. So wie er mich zu sehen meinte, wird er auch Graf Englefeld in einem Fremden vermuthet haben.“

Esther schüttelte den Kopf.

„Er hat den Grafen nur zu gut gesehen, gnädiges Fräulein. Es befremdete ihn mehr, jene Dame und zwei Herren, von denen einer jener Graukopf war, den

er schon einmal in Ihrer Begleitung gesehen. Der zweite war Tom nicht bekannt.

„Vielleicht hielt er den Graukopf noch für Herrn Warrington?“ scherzte Lili. „Dann hätte seine Einbildungskraft ein gelungenes Tableau erfunden.“

„Gnädiges Fräulein, Tom ist ein klarer Kopf, hat er es uns nicht bei der Befreiung aus dem Waldhause bewiesen? Jener Dritte hatte sogar etwas Unheimliches für ihn, so sagte Tom, weil er sich des Namens nicht entsinnen konnte und doch wußte, ihn bereits in Moulton gesehen zu haben.“

„Ich verlange durch nichts und durch Niemanden an jenen Ort erinnert zu werden,“ erwiderte Lili, „ausgenommen durch Herrn Lester. Wie schön wäre es, ihn am Weihnachtsabend hier zu haben.“

„Was nicht ist, das kann noch werden,“ tröstete Esther, „vorläufig dürfen Sie nicht den Muth verlieren, es hätte noch schlechter werden können, als es jetzt ist.“

„Freilich, liebe Esther, ich werde mich hier auch wohler fühlen, als in unserem ersten Absteigequartier. Die Hausleute scheinen besseren Geschmack und Geld zu haben.“ Indem sie das sagte, berührte sie das Nachwerk Esther's.

„Ja, Daly und seine Frau sind ruhige, anständige Leute,“ entgegnete Esther ausweichend.

„Es wird sich alles ganz hübsch machen, wenn ich nur erst Arbeit und einen geregelten Briefwechsel mit Lester wieder habe. Zum Glück nahm ich meine Arbeitstasche mit und kann gleich die Stickerei an den Pantoffeln beginnen, die ich für Percival auf dem Lande arbeiten wollte. Er wird nun freilich darauf verzichten müssen; Dr. Pennington wird mir dieselben vielleicht in einem Geschenke anbringen können.“

„Doktor Pennington hat sich Ihrer als guter Freund sehr angenommen und wird gewiß Alles gerne thun, was Ihnen nützen kann,“ sagte Esther, die den Doktor jedesmal bis in den Himmel pries, sobald auf ihn die Rede kam.

(Fortsetzung folgt.)

Mordgesellen im Pflanzenreich!

Von Robert Sabo-Randau.

(Schluß).

(Nachdruck verboten.)

Nicht immer jedoch geht die Sache nach dem Wunsch und Willen der Fliegenfalle ab. Bisweilen nämlich gewinnt ein größerer Käfer, dank seinem Kürzfuß, der die Zerquetschung verzögert, hinlänglich Zeit, um eine der Gefängnismauern zu durchbrechen, und dann hat die Diona natürlich das Nachsehen. In diesem Falle und ebenso, wenn ein unverdaulicher Gegenstand, ein Stückchen Holz, ein Steinchen, oder sonst ein unorganischer Körper, die Feder in Thätigkeit gesetzt hat, erschließt das Blatt sich schon nach 6 bis 24 Stunden wieder. Das Zusammenklappen des Blattes erfolgt immer nahezu unmittelbar, nämlich spätestens 30 Sekunden nach der Berührung, und mit welcher Kraft die

Falle dabei febert, erhellt daraus, daß die aneinander gepreßten Blatthälften, wenn man sie mit Gewalt trennt, sofort nach Wegfall des Gegenbrucks mit hörbarem Klappen wieder zusammenschlagen.

Doch nicht Amerika allein, auch Europa hat seine vegetabilischen Mordgesellen, darunter in erster Linie den Sonnentau (Drosera), gewissermaßen eine Taschenausgabe der Fliegenfalle — doch mit dem Unterschiede, daß das ziemlich langgestielte Blatt keine Randborsten besitzt, sondern auf seiner ganzen Oberseite mit zahlreichen pfriemensförmigen Härchen besetzt ist, die an der Spitze eine mit einer glänzenden, flebrigen Masse überzogene Drüse tragen. Diese Drüsen blühen im Sonnenlicht wie kleine Tauperlen und haben der zierlichen Pflanze nicht bloß den poetischen Namen Ros solis, (Sonnentau im Gegensatz zum nächtlichen Tau), sondern in früherer Zeit auch die Hochachtung der Alchemisten verschafft, die in den schimmernden Tropfen den heißersehnten Urstoff suchten und bei dieser Gelegenheit wenigstens den Rossoli, den Leiblichor Ludwigs XIV. fanden. Den eigentlichen Zweck dieser Tropfen und das wahre Wesen des Sonnentaus ahnte damals Niemand. Erst im Jahre 1779 fiel dem deutschen Botaniker Wilhelm Roth (gest. 1834) während eines Spazierganges der Umstand auf, daß sich etliche Blätter der Pflanze von der Spitze gegen die Basis hin zusammengebogen zeigten und sich in jeder der auf diese Weise gebildeten Taschen ein todttes Insekt vorfand. Roth stellte nun den Versuch an und beobachtete dabei, wie eine auf das Sonnentau-Blatt gebrachte Mücke, Motte oder Fliege sofort durch den klebrigen Drüsen-schleim festgehalten wurde, wie dann nach etwa fünf Minuten, während das Insekt verzweifelte Anstrengungen zum Entkommen machte, die pfriemensförmigen Härchen sich von allen Seiten gegen das Opfer hin zu krümmen anfangen, bis sie es vollständig wie mit einem Netze umschlungen hielten, und wie endlich auch das Blatt sich zu biegen begann, bis nach Verlauf von etwa sechs Stunden die Spitze die Basis berührte und das Thier wie in eine Tasche eingeschlossen lag. Roth fand in dessen keine Erklärung für den eigenthümlichen Vorgang, und seine treffliche Beobachtung geriet vollständig in Vergessenheit, bis 1847 Dr. Behr am australischen und 1852 Dr. Milbe am rundblättrigen Sonnentau sie erneuerten. Doch erst nach weitem acht Jahren wurde der Verbrecher vollständig entlarvt. Nitschke stellte nämlich 1860 fest, daß die blühenden Tropfen zweifelsohne als Köder dienen, und daß die in diese Falle gerathenen Insekten nicht bloß getödtet, sondern auch verbaut werden — mit anderen Worten; daß jedes Drosera-Blatt eine Würbergrube darstellt, in der die arglosen Gäste, nachdem sie durch die Aussicht auf einen frischen Trunt getödtet worden, ver-rätherischer Weise festgehalten, grausam erwürgt und rücksichtslos verpeißt werden. Nicht übel stödet daher ein neuerer Heine-

imitator seine gefeierte Liebe mit den Versen an:

Da bist wie der blühende Sonnentau,
Den werbende Falter umschweben,
Wer immer Dich sieht und Dir naht, der bleibt
Auf immer und ewig kleben.

Die Fliegenfalle und der Sonnentau sind aber nur die bekanntesten, keineswegs die einzigen Vertreter des gewerbsmäßigen Meuchelmords in der Pflanzenwelt. Im ganzen gehen, soweit bisher bekannt, fünf große Familien in zusammen 32 Zweigen diesem graufigen Geschäft nach. Freilich geht ihnen das Vermögen der Ortsveränderung ab, aber der lockende Köder, den sie zur Schau stellen, gleicht diesen Mangel vollkommen aus, und so fallen ihnen alljährlich Millionen höher stehender Lebewesen zum Opfer und besiegeln mit ihrem Untergang die traurige Wahrheit, daß es nirgends in der Natur eine Ausnahme vom Gesetz des Kampfes giebt — am wenigsten auf Acker und Ager.

Die Feldpost Anno 70.

Von Martin Beck.
(Nachdruck verboten.)

War's nicht schön damals, als unsere Soldaten so fern von der Heimath auf fremdem, französischem Boden standen und ihnen doch immer einmal ein Briefchen von daheim zufliegen konnte, um ihnen zu sagen, wie treu besorgt liebende Herzen der Eltern und Geschwister oder auch der Frau und Kinder fortwährend ihrer gedenken? Und war's nicht eben so schön, daß sie selbst ihren Lieben daheim sofort wieder einen Liebesgruß zuschicken konnten und sie über ihr Schicksal kaum ein paar Tage in dunkler Ungewißheit zu lassen brauchten? Und dann, als dem liebevollen Grußaustausch bald auch freundliche Liebesgaben folgten, die Hunger und Kälte von den braven Soldaten abhielten und ihnen gar manche schöne Ueberraschung, gar manchen, lange entbehrten Genuß und sogar die seltsame Freude des guten, alten, deutschen Weihnachtsfestes mitten ins Feindesland brachten? Gewiß, das alles war schön! Und die Feldpost, die das alles ermöglichte und dem Krieg gar viel von dem schweren, sorgengequälten, umheimlichen Charakter früherer Zeiten nahm, wurde überall auf das freudigste als eine segensreiche und bewunderswerthe Errungenschaft gepriesen. Etwas gar so Neues war sie freilich nicht. Nur in dieser Ausdehnung und Lichtheit, wie 1870, hatte man sie noch nicht kennen gelernt.

Schon im Alterthum finden sich Spuren der Feldpost. Damals diente sie aber nur den Heerführern und dem amtlichen Schriftverkehr. Alexander der Große war, wie der römische Historiker Markus Junianus Justinus erzählt, der erste, der auch den Bedürfnissen der Mannschaften durch die Feldpost Rechnung trug. Im Mittelalter verschwanden alle Spuren der Feldpost. Nur die deutschen Ordensritter in Preußen und nach ihnen Ludwig XI. von Frankreich, um 1464, und Eduard IV. von England, um 1484, verwendeten

reitende Boten, eine Art von Feldkurieren, im Kriege zur Unterhaltung des Verkehrs mit der Heimath.

Die moderne Feldpost ist aber französischen Ursprungs und stammt aus dem 17. Jahrhundert. Da ließen Guebriant und Turenne am Oberrhein an bestimmten Tagen Briefe von ihren Truppen sammeln und unbesehen nach rückwärts an die nächsten französischen Postämter besorgen. Bei den damaligen Verkehrsverhältnissen war diese Besorgung aber höchst unsicher, und Briefe, die überhaupt an ihre Adresse gelangten, bedurften dazu mehrerer Monate.

Die erste preussische Feldposterrichtete 1716 Friedrich Wilhelm I. im Kriege gegen die Schweden in Vorpommern. Friedrich der Große bildete sie später weiter aus, und die von ihm geschaffene Organisation besteht theilweise noch heute. 1778 bei Ausbruch des Bayerischen Erbfolgekrieges wurde eine umfassende Instruktion für den Feldpostdienst ausgearbeitet. Und 1813 besaß schon jedes preussische Armeekorps sein Feldpostamt und seine Feldpostexpeditionen für die einzelnen Brigaden, die den heutigen Divisionen entsprachen. Im ganzen waren damals in Dienst 3 Feldpostmeister, 27 Sekretäre, 4 Briefträger, 79 Postillone mit 193 Pferden und 27 Wagen. Doch beanspruchte die Route von Paris nach Berlin immer noch 12 Tage. 1867 wurde dann eine neue Dienstordnung für die Feldpostanstalten festgesetzt.

1870 stand die Feldpost bereits 10 Tage nach der Mobilmachung marschbereit. Bei jedem Armeekorps wurden unter dem Feldpostamt mobil gemacht zwei Feldexpeditionen für die beiden Infanteriedivisionen, eine für die Kavalleriedivision und eine vierte, mit dem Feldpostamt verbundene, für die Korpsartillerie, den Train pp. Das Postpersonal für ein Armeekorps betrug 74 Beamte mit 56 Pferden und 12 Wagen, während beim französischen Heere die gesamte Feldpost nur aus 74 Beamten bestand. Allerdings brauchte es auch nicht mehr, da es ja, so gern es auch erst seinen „Spaziergang nach Berlin“ machen wollte, aus dem eigenen Lande nicht hinauskam und, wo französische Armeen standen, die französischen Postanstalten ihren regelmäßigen Dienst beibehielten, während sie beim Erscheinen deutscher Truppen überall sofort ihre Thätigkeit einstellten.

Die ganze Feldpost 1870 stand unter der Oberleitung des jetzigen Staatssekretärs des deutschen Reichspostamtes, Heinrichs von Stephan, der damals vor 25 Jahren, am 1. Mai 1870 zum königlichen Generalpostdirektor erhoben und durch das hervorragende organisatorische Geschick, das er bei Einrichtung der Feldpost erwies, rasch zu einem ebenso populären Mann in ganz Deutschland wurde wie Bismarck und Nolte, wozu später noch mehr seine großartige Reformation des ganzen Postwesens beitrug. Er stellte die Feldpost unter die Leitung eines Feldoberpostmeisters, der persönlich dem Feldoberpostamt für das große Hauptquartier vorstand. Unter diesem Feldoberpostamt, standen die Feldpostämter für die Armeekommandos und

einzelnen Armeekorps und die im Rücken der Armee nach Bedürfnis errichteten Clappen- und Eisenbahnfeldpostämter. Den direkten Verkehr mit den Truppen vermittelten die einzelnen Feldpostexpeditionen.

Im ganzen traten in Thätigkeit außer dem Feldoberpostamt fünf Armeepostämter und fünfzehn Feldpostämter, wozu mit Okkupation des französischen Gebietes allmählich noch fünf Stappenpostdirektionen kamen, so daß zuletzt 81 norddeutsche Feldpostbehörden in Thätigkeit waren. Ein besonderes Feldpostdepartement bearbeitete Tag und Nacht die täglichen Telegramme und Rapporte der Feldpost, deren Zahl durchschnittlich 50 000 betrug.

Den deutschen Postanstalten, die Sammelstellen der Feldpost waren, wurden ununterbrochen Feldpostübersichten mitgetheilt, d. h. Nachweise über die Standorte der einzelnen Divisionen oder größeren Detachements und die Zugehörigkeit der Truppen zu denselben. Die fortwährende genaue Richtigkeit dieser Listen, die mit peinlichster Schnelligkeit auf dem Laufenden erhalten wurden, war die Hauptbedingung rascher Versorgung. Die Feldpostdirektoren bei den Stappeninspektionen mußten deshalb bei rasch verlaufenden Operationen immer rechtzeitig über die Standorte der Truppen, die Veränderung der Posttrouten, das Einschleiben neuer Feldpostrelais, d. h. Zwischenstationen oder stehende Feldpostexpeditionen auf den Stappenstraßen, beim weiteren Vorrücken des Heeres orientiert sein und das dazu nöthige Personal und Material aus der Heimath heranziehen. Feldpostrelais gab es auf den Hauptstappenstraßen ungefähr 140.

Postsammelstellen, an die alle mit dem Vermerk „Feldpostbrief“ versehenen Sendungen von den untergebenen Postanstalten abgeliefert wurden, waren in Berlin, Hamburg (später mit Berlin vereinigt), Leipzig, Kassel, Köln, Frankfurt a. M. und Saarbrücken. Berlin besaß die größte mit 150 Beamten, die zu Zeiten täglich 200 000 Feldpostbriefe beförderten. An den Sammelstellen wurden die Briefe divisionsweise in Säcke verpackt, so an die Stappenhauptorte der Korps geschickt und von hier auf Landwegen den einzelnen Feldpostämtern und Expeditionen zugeführt.

Von den Divisionsstabquartieren aus sorgten die Truppen selbst tagtäglich für Abholung der Postsendungen, und Niemand wurde wohl sehnüchtiger erwartet und ungeduldet, als der Reiter mit dem Feldpostabzeichen am Arm und der vollen Ledertasche am Sattel. Jeder Soldat erhielt so täglich seine Korrespondenz. Von Remel bis Le Mans, Orleans und Dijon erstreckte sich der Gang der Feldposttransporte, und es konnte so wohl vorkommen, daß eine biedere deutsche Handwerkersfrau auf die Nachfrage der Nachbarin nach dem Sohne „draußen“ aemüthlich die beruhigende Antwort gab: „O, dem geht's gut. Er hat uns heute in einem Feldpostbrief geschrieben, daß er in einem Dorfe bei Lehmanns einquartiert ist.“

Die Briefe von den Truppen wurden umgekehrt bei den einzelnen Feldpost-

expeditionen gesammelt und von hier an die Grenzpostanstalten zurückgeleitet, von denen aus die Weiterbeförderung wie im Frieden erfolgte. Während 1866 täglich nur 30 000 Briefe befördert worden waren, stieg die Zahl 1870 auf 200 000.

Seit im September 1870 das Operationsfeld der deutschen Heere 170 000 qkm umspannte, erforderte die Feldpost große Anstrengung. Starke Trupps von Pferden, Postboten und Fahrzeugen mußten an brodhte Punkte gesandt werden, und mehr als einmal kam es in jenen Tagen vor, daß Franktireurs die Führer eines deutschen Feldpostwagens hinterrücks im Walde niederschossen, den Wagen ausplünderten und mit rohen Händen in den Briefen wühlten, die treue deutsche Herzen abgeschickt hatten.

Als das Große Hauptquartier Ferrieres erreicht hatte, ging der Generalpostdirektor Stephan selbst bis in die unmittelbare Nähe von Paris, um eine Courierpost für das Hauptquartier einzurichten, die, unter Benutzung der Bahn bis Pont à Mousson, eigentlich bis Remilly, den Weg nach Berlin das sind 1200 Kilometer, auf siebzig und später sogar auf vierundzwanzig Stunden abkürzte.

Vom Oktober 1870 an wurden dann auch ausnahmsweise Feldpostpakete mitbefördert. Sammelstellen dafür befanden sich in Berlin, Frankfurt a. M. und Saarbrücken. Hier wurden die Pakete für jedes Regiment in Säcke verpackt und dann meist in Extrajügen nach den Hauptstappenorten der Armeen und von hier den Truppen nachgeschickt. Das Depot von Lagny vor Paris war das bedeutendste unter den Feldpostpaketdepots. Es veranlagte allein über eine Million Feldpostpakete. Und mehr als tausend Wagenladungen sind von hier für im Gefecht oder auf dem Marsche befindliche Truppen nachgeschickt worden.

Nach den „Jahrbüchern für die deutsche Armee und Marine“ sind vom 18. Juli 1870 bis zum 30. März 1871 von der Feldpost ziemlich 96 1/2 Million Postsendungen, Briefe, Postkarten, Zeitungen, Geld, Pakete, befördert worden, an Geld allein ziemlich 60 Millionen Thaler, an Briefen und Postkarten 90 Millionen Stück, an Paketen gegen 2 Millionen. Im ganzen befanden sich 411 Postetablissements auf dem Kriegstheater und über 5900 Postbeamte. Die Transportmittel der Feldpost bildeten 1933 Pferde und 465 Fahrzeuge. Postpferdedepots waren in Metz, Nancy, Epinal und Chalons für Marne. Für Feldpostzwecke gab die deutsche Postverwaltung von der Mobilmachung bis zu Ende 1871 eine und eine halbe Million Thaler aus.

Die Organisation hat sich so bewährt, daß sie im allgemeinen unverändert beibehalten werden wird. Nur große, omnibusartige Wagen sollen neu hinzukommen, die es den Beamten ermöglichen, darin zu arbeiten, statt unter freiem Himmel, wie z. B. im Birak von Blonville, die Briefe sortieren zu müssen. Außerdem wird die 1870 nur ausnahmsweise zugelassene Be-

förderung von Privatpaketen in Zukunft einen regelmäßigen Zweig der Feldpost ausmachen. Die jetzt bestehende Dienstordnung für die Feldpost vom 12. Juni 1873 gehört zu den Bestimmungen über die Mobilmachung und ist deshalb geheim.

Ueber Desinfektion und Sterilisation.

Von Schiller-Vieh.

Dem verzweifeltsten Gefühle, schußlos der furchtbaren Gewalt der Seuchen anheimzufallen zu müssen, die heute noch wie eine schwere Geißel auf der Menschheit lasten, entsprang das Bestreben, den furor epidemicus zu bannen; denn daß das Auftreten und die Ausbreitung der Seuchen durch irgend etwas Stoffliches verursacht werde, hat man schon in ältester Zeit wenigstens dunkel geahnt. Deshalb wurden nicht nur die Leichen der an Seuchen erlegenen Menschen und Thiere und alle mit denselben in Berührung gekommenen Gegenstände verbrannt, sondern ganze Häuser und Dörfer äscherte man ein, um den unbekanntem Seuchengeist zu vernichten. Mit allen möglichen Mitteln, besonders durch Räucherungen, suchte man den Seuchenteufel, das von Niemand gefannte Miasma und Kontagium zu tilgen. So bezeichnet die Geschichte der Seuchenbekämpfung einen langen Weg unheilvoller Irrungen, bis man endlich in den letzten 25 Jahren die Entdeckung machte, daß der Ausbruch aller ansteckenden Krankheiten auf der Anwesenheit ganz spezifischer Krankheitsreger der Infektionskeime beruht, welche durch direkte Uebertragung, durch den Erdboden, Wasser und Luft ihre weiteste Verbreitung finden. Auf Grund dieser richtigen Erkenntniß wurde die Bekämpfung der Infektionskrankheiten dadurch in Angriff genommen, daß man versuchte, die sie verursachenden Organismen zu vernichten, ehe diese unsere kleinsten und doch größten Feinde den menschlichen oder thierischen Körper befallen und durch ihre Unzahl sowohl wie durch ihre giftigen Stoffwechselprodukte ihr unheilvolles Zerstörungswerk beginnen. Damit wurde die direkte Seuchenbekämpfung zur Desinfektion, welche je nach Beschaffenheit des zu desinfizierenden Objektes durch chemische Mittel oder hohe Hitzegrade ihren Zweck zu erreichen sucht.

Die Zahl der Desinfektionsmittel ist seitdem Legion geworden, ohne daß man viel Brauchbares gefunden hätte. Zunächst ist zu bemerken, daß alle pulverförmigen Desinfektionsmittel wie Kalk, Gips, Eisenoxyd, Karbolstreupulver, u. s. w. dem Zwecke sehr wenig und höchst unvollkommen entsprechen. Die beliebten Räucherungen mit Schwefel oder allerlei Wohlgerüchen sind aber nichts als eine höchst gefährliche Selbsttäuschung, da dadurch keinerlei Keime gestört werden. Am zweckmäßigsten sind die flüssigen, wasserlöslichen Desinfektionsmittel — die keimtödtende Wirkung derselben vorausgesetzt. Sie haben den höchsten Desinfektionswerth, weil sie sich fein vertheilen und überall hindringen können.

Am bekanntesten sind Kalkmilch und Karbol- säure; erstere aber läßt sich nicht überall anwenden und ist auch nur in frischbereitetem Zustande wirksam, letztere ist in ihrer Wirksamkeit weit überschätzt worden und ihr Ruf längst erschüttert; zudem ist die Karbolsäure giftig und ihr Geruch so lästig, daß sie besser dem Haushalt fernbleibt. Sublimat ist wohl wirksam aber zu gefährlich giftig. Das Kreolin ist einerseits nicht so harmlos, wie es hingestellt wird, ander- seits ist seine Wirksamkeit sehr gering und unzuverlässig. Uebermangansaures Kali desinfiziert überhaupt nicht, es benimmt nur Gerüche. Am besten bewährt sich Lysol; es löst sich augenblicklich und voll- ständig in jedem Wasser völlig klar auf und hält sich gelöst, es süßelt sich weich an, ist völlig ungefährlich und nicht lästig durch seinen Geruch, vernichtet die Krankheits- keime unfehlbar in kürzester Frist ohne die Gegenstände irgendwie anzugreifen, reinigt zugleich ganz vorzüglich, ist sehr billig und sollte deshalb in keinem Haushalt fehlen.

Mit peinlichster Sorgfalt wird die Desinfektion namentlich in den Chirurgie, Wundbehandlung und Geburtshilfe aus- geübt, seit man erkannt hat, daß Fäulnis und Eiterung gleichfalls durch niederste Lebewesen, Bakterien bewirkt werden. Hält man diese fern, so heilen alle Wunden ohne Eiterung in kürzester Frist, und wird auch das so gefährliche Wochenbettfieber ferngehalten, welches so unsägliches Elend verursacht. Allerdings ist oberste Vorschrift, daß die Desinfektion, hier Antiseptik genannt, mit geradezu pedantischer Sorgfalt ausgeübt wird, denn jede Nachlässigkeit rächt sich sicher und bitter. Auch in der Antiseptik, namentlich bei der Wundbehandlung und Geburtshilfe, haben Karbol und Kreolin dem Lysol längst das Feld geräumt.

Während es sich bei der Desinfektion nur um Vernichtung ansteckender Krankheits- keime handelt, versteht man unter Sterili- sation die Vernichtung aller Organismen ohne Rücksicht darauf, ob sie Krankheits- erregend wirken oder nicht — durch hohe Hitzegrade. Früher benützte man dazu stark erhitzte trockene Luft, allein die Wirksamkeit derselben ist selbst bei 140° noch zu langsam, außerdem werden die Gegenstände stark beschädigt. Heute benützt man deshalb strömenden Wasserdampf von 100°, wodurch Alles — mit Ausnahme von Leder, Holz und gepreßten Gegenständen — unbeschadet des Aussehens und der Gebrauchsfähigkeit vollständig keimfrei gemacht wird. Aller- dings läßt sich das Verfahren nur in eigenen Desinfektionsanstalten durchführen, deren Einrichtung in allen größeren Städten des- halb eine Hauptaufgabe der allgemeinen und öffentlichen Gesundheitspflege ist, schon um den verheerenden Kinderkrankheiten wirk- sam zu begegnen, die wie eine Geißel auf der heutigen Kulturwelt lasten. Gegenstände aus Holz, die Zimmerwände und Fußböden der infizierten Wohnungen werden zweckmäßig mit Lysolwasser abgewaschen, Bett- und Leibwäsche darin gewaschen.

Auch die Nahrungsmittel-Industrie hat sich mit Vortheil der Sterilisation bemächtigt. Die Herstellung von Konserven aller Art

beruht durchweg auf dem Prinzip der Keim- tödtung durch Abkochen und Abhaltung jeden Luftzutritts, wodurch z. B. Fleischkonserven u. s. w. Jahre hindurch völlig genießbar erhalten werden. Denselben Zweck verfolgt die Hausfrau, wenn sie einzumachende Früchte u. dgl. abkocht und die Aufbewahrungs- gefäße durch Uebergießen von erwärmten Fett oder Paraffin oder durch festes Zu- binden mit Pergamentpapier gegen das Eindringen keimhaltiger Luft sorgfältig ab- schließt. Wie so oft, ist hier die Praxis der wissenschaftlichen Erkenntnis um Jahr- hunderte vorausgeleitet.

Erfreulicherweise findet die Sterilisation der Säuglingsmilch auch immer weiteren Eingang, und der Soxhlet'sche Kochapparat sollte in keiner Familie mit kleinen Kinder fehlen, denn dadurch wird nicht nur dem so verheerend wirkenden Brechdurchfall vorgebeugt, sondern auch eine Uebertragung der Tuberkulose durch die Milch auf unsere kleinen Lieblinge ausgeschlossen.

Hoffentlich bewirkt eine immer weiter gehende Erkenntnis von der Bedeutung und schützenden Kraft der Desinfektion und Sterilisation eine gänzliche Abkehr von noch so manchem Schlenkrian und es wäre zu wünschen, daß sich die Hausfrauen ein- gehend mit der Ausübung der Desinfektion und der Auswahl und Anwendung der richtigen Desinfektionsmittel beschäftigten — rechtzeitig, in den Tagen ungetrübter Ge- sundheit der Familie und nicht erst im Nothfalle, wenn es häufig zu spät ist — wie viele schlaflose Nächte und ungezählte Thränen, viel Sorgen, Kummer und unsäg- liches Herzeleid, die so manchem Mutter- herzen tödtliche Wunden schlagen, würde dadurch erspart bleiben, wollte man dem schrecklichen Würgengel den Einzug wehren.

Gegenwart und Vergangenheit am Fixsternhimmel.

Von Max Maier.
Nachdruck verboten.

Die Unendlichkeit des Raumes, die sich uns in den Entfernungen der Himmelskörper kund giebt, ist für unseren Geist ebenso unfaßbar, wie die Millionen von Jahrhunderten, in deren Laufe unsere Erde ihre heutige geologische Gestalt annahm.

Die Phantasie der Griechen gefiel sich in wilden Schätzungen der Entfernung des Himmels von der Erde, wo es von Hephästos heißt, daß er einen ganzen Tag lang fiel, ehe er Lemnos erreichte, oder vom Sturze der Titanen, bei dem eines eisernen Ambosses gedacht wird, der neun Tage und ebenso- viele Nächte fallen mußte, um vom Himmel auf die Erde herabzukommen. Allein was sind solche phantastische Entfernungen gegen- über den wirklichen! Jener neuntägige Fall entspricht nur einer Entfernung von 77 356 geographischen Meilen, also noch nicht einmal der doppelten Entfernung des Mondes von der Erde. Und um wie viel entfernter von unserer Erde befinden sich die Planeten! — Der uns allen wohl be- kannte, glänzende Abendstern, die Venus,

ist von der Erde 41 Millionen, und der äußerste Planet unseres Sonnensystems, der Neptun, den Leverrier nach ungeheuren Berechnungen fand, 4 292 Millionen Kilo- meter entfernt. Erst jenseits unseres Sonnen- systems, beginnt das Reich der Fixsterne, beginnt der pfadlose Ozean der Sternens- welt. Von der Erde aus sind die Fix- sterne, lauter glühende Sonnen, soweit entfernt, daß sie trotz der Bewegung der Erde in einer Bahn von vierzig Millionen Meilen Durchmesser, ihre gegenseitige Lage nicht zu verändern scheinen. Weder in dem einen noch in dem andern End- punkte der ungeheuren Erdbahn erscheint uns ein Fixstern näher oder entfernter, sodaß wir z. B. noch kein Mittel haben, uns über die wirkliche Entfernung, in der sich jene leuchtenden Punkte befinden, zu orientieren.

Und in der That ist es erst Vessel ge- lungen, mit seinem Heliometer nach Hunderten von Beobachtungen die Parallaxe des Sternes 61 im Schwan zu bestimmen. Die Parallaxe ist der Winkel, unter welchem ein auf dem betreffenden Stern befindlicher Beobachter den vierzig Millionen Meilen langen Durchmesser der Erdbahn erblicken würde.

Man kann sich die Schwierigkeit in der Bestimmung der Parallaxe durch folgenden Vergleich etwas anschaulich machen: Wenn man von Münster aus nach Trier hinblicken und dort einen zwölfzölligen Stab beobachten könnte, so gäbe letzterer ein Bild des Erdbahndurchmessers, während die Entfernung der beiden Städte ungefähr die Entfernung der nächsten Fixsterne ver- anschaulicht.

Wenn wir durch einen Wald fahren, so werden uns die entferntesten Bäume am langsamsten, die nächsten am schnellsten entschwinden. Auch unser Sonnensystem mit all' seinen Planeten, Kometen und Monden bewegt sich in rasender Geschwindig- keit durch den Weltraum. Es werden also diejenigen Sterne für uns die nächsten sein, welche sich am schnellsten von uns fortbewegen, d. h. welche die stärkste Eigen- bewegung zeigen. Von dieser Ansicht ging der Königsberger Astronom Vessel aus und fand für den obengenannten Stern 61 im Schwan eine Parallaxe von 0.348", was einer Entfernung von 11 Billionen Meilen entspricht. Um sich einen Begriff zu machen von der Kleinheit eines Winkels, der nur 1/10 Sekunde umspannt, genüge die Bemerkung, daß man einen Winkel von dieser Größe erhält, wenn man ein Menschenhaar, nachdem dasselbe in die natürliche Schweite vom Auge gerückt worden, in seiner Dicke in 200 Theile getheilt und von den Endpunkten dieser Theilungen gerade Linien zum Auge ge- zogen denkt.

So beträgt die Parallaxe des uns nächsten Fixsterns Alpha im Zentauren 0.75", woraus sich eine Entfernung von 5 Billionen Meilen ergibt. Das Licht ist bekanntlich eine Wellenbewegung eines intramundanen Mediums, des Aethers. In der Zeit von einer Sekunde pflanzen sich diese feinen Aetherwellen, 300 000 Kilo-

meter oder 40 000 geographische Meilen weit fort. Vom Stern Alpha im Zentauren sind die Lichtwellen 4, vom Sirius 8, vom Stern Beta in den Zwillingen 47, vom Arktur 183 und vom Stern Gamma in der Kassiopeja endlich 326 Jahre auf dem Wege, um zu uns zu gelangen.

Nehmen wir an, es sei der Schienenweg bis zu dem uns nächsten Fixstern Alpha im Zentauren vorhanden, und, um den Verkehr zu erleichtern, sei der Fahrpreis für den Kilometer auf 1/2 Pfennig herabgesetzt. Würden wir nun bei der Fahrkartenausgabe uns erkundigen, wie hoch sich die Fahrt beläuft, so würden wir die Mittheilung erhalten, daß wir in runder Zahl 22 000 Millionen Mark zu zahlen hätten. Nun möchten wir auch wissen, wie schnell die Züge fahren und wann wir auf dem Stern ankommen. Nehmen wir an, wir fahren mit einer Geschwindigkeit von 96 Kilometer in der Stunde, jeden Aufenthalt eingerechnet, so würden wir trotz dieser enormen Geschwindigkeit doch erst in 48 Millionen 663 000 Jahren an unserm Ziel anlangen. Würden wir mit derselben Geschwindigkeit eine Reise nach dem Stern Gamma in der Kassiopeja unternehmen, so würden wir erst in 3990 Millionen 400 000 Jahren dort anlangen. Um auf den Sirius zu kommen, hätten wir 97 Millionen 326 000 Jahre nöthig. Indessen sind mit diesen ungeheuren Entfernungen die Grenzen des Weltalls bei weitem nicht erreicht. So vermag der Riesenrefraktor auf der Lick-Sternwarte in Nord-Amerika bis zu Sternen vorzubringen, deren Licht 16 000 Jahre gebraucht, um zu uns zu gelangen. Wir müssen daher zu der Ansicht kommen, daß für uns Menschen der Fixsternhimmel unermesslich und unergründlich ist. Was jenseits unserer Fixsterninsel sich befindet das wissen wir nicht und werden es wohl auch niemals erfahren.

Aus den eben angeführten Thatsachen erhellt zur Genüge, daß nicht die Gegenwart sondern die Vergangenheit uns am Fixsternhimmel entgegenstrahlt. Wie die feinen Lichtwellen unseren Sehnerv reizen, so bringen sie uns die Kunde von Zuständen und Ereignissen, die vielleicht schon vor Jahrtausenden sich zugetragen haben. Wir irren jedenfalls, wenn wir sagen: Dort im Sternbild der Jagdhunde steht ein spiralförmiger Nebelfleck; streng genommen müßte es heißen: Dort stand einstmal ein spiralförmiger Nebelfleck; denn während unser Auge ein längst vergangenes Weltbildungs-

stadium betrachtet, wandeln dort in Wirklichkeit vielleicht schon Duzende von Planeten in seliger Luft um ihre neue Sonne, zu welcher jener Nebel sich inzwischen verdichtet hat. Die Fläche des Sternenhimmels ist treffend zu vergleichen mit einem Zeitungsblatt mit unermesslich vielen Nachrichten, die aber verschiedene Daten tragen, bald ältere, bald jüngere, als der Termin der Ausgabe des Blattes besagt, je nachdem das Licht, der Briefbote, längere oder kürzere Strecken zurücklegen mußte.

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

Weinbeeren in Zucker einzumachen. Große, saftige, nicht allzu reife Weinbeeren läßt man in einer Kasserolle mit Wasser über gelindem Feuer ganz langsam zum Kochen kommen, an einer weniger heißen Stelle noch ein Weilchen ziehen und dann gut abtropfen. Man schüttet sie hierauf in eine Terrine, läutet auf 1 kg Beeren das gleiche Gewicht Zucker, gießt ihn über die Beeren, deckt dieselben leicht zu, gießt am folgenden Tage den Zucker wieder ab, kocht ihn auf, gießt ihn wieder auf die Früchte, schüttet ihn am dritten Tag wiederum ab, siedet ihn noch einmal auf, läßt die Beeren einigemal darin überwallen, nimmt sie heraus, thut sie in Gläser, gießt den Zucker nach dem Erkalten darüber, verschließt die Gläser luftdicht und bewahrt sie an einem kühlen Orte auf.

Blumenkörbchen aus einem alten Hut. Alle Damen verfügen über abgeleate, unbrauchbar gewordene Strohhüte und wissen mit ihnen nichts anzufangen. Ich kam auf die Idee, ein Blumenkörbchen daraus herzustellen, und meine Bekannten haben wohl alle den Gedanken ebenfalls ausgeführt, da er ihnen sehr gefallen hat. Die Sache ist ja auch sehr einfach und schmückt trotzdem jedes Zimmer. Um dem Hut einen Halt zu geben, setzt man ihn auf drei gekreuzte Stäbchen, welche bronziert, mit Seide oder Blüsch umklebt und auch mit Schleifen und Pompons verziert werden können. Letzteres muß auch mit dem Henkel geschehen, den man sich aus Pappe zuschneidet. Das Körbchen selbst, also der eigentliche Hut, wird wohl am besten bronziert und zwar golden; eine Freundin von mir umnähte den Hut innen und außen mit Spitzen und garnierte den Rand mit einer dicken golddurchwirkten Schnur, was ebenfalls sehr hübsch ausfiel. Das Arrangement der Blumen in dem Körbchen bleibt ganz dem Geschmack überlassen. Gut thut man allerdings, sich die Füllung in einer Blumenhandlung besorgen zu lassen, um größere Mannigfaltigkeit zu erzielen.

Humoristisches.

Kathedrblüthe. Professor Schüchlich (während eines Vortrages): „Die Verbrecher, welche nach Cayenne deportiert werden, meine Herren, sterben infolge des mörderischen Klimas fast alle, bevor sie ihre lebenslängliche Freiheitsstrafe abgebußt haben.“

Hilfsbereit. Schulforscherin: „Ich habe noch immer sehr wenig Zuspruch; wenn ich nur ein Mittel wüßte, die jungen Mädchen heranzuziehen!“ — Leutnant: „Nichts leichter als das! Ist gegenüber noch eine Wohnung frei?“

Eine kitzliche Frage. Student Biermogel: „Mein Alter schreibt mir: „Wenn Du so fortfährst, bist Du im nächsten Semester nicht mehr Student.“ Der Professor Würfling sagt mir wieder: „Wenn Sie so fortfahren, werden Sie ewig Student bleiben.“ Welcher von beiden hat jetzt Recht?“

Abgeführt. Herr (Abends): „Gestatten Sie vielleicht, daß ich Sie begleite, mein Fräulein; es ist Abends so unsicher auf den Straßen...“ — Fräulein: „Ach, Sie Angstmeyer!“

Herbstnacht.

Einsam wandl' ich in der Herbstnacht
Unter den erstorbnen Bäumen,
Ausgebreitet mir zu Häupten
Liegt ein Neß von goldnen Träumen.

Sterne, die in allen Zweigen
Leuchtend, überzählos hangen,
Ach, zu nah, sie zu entbehren,
Und zu fern, sie zu erlangen!

Und in diesem Lichtgefunkel
Zeigt sich mir das Bild der Frau,
Die ich alle Tag' und Stunden
Traumhaft gegenwärtig schaue,

Die im Dunkel meiner Nächte
Mir ein Sternbild aufgegangen,
Ach, zu nah, sie zu entbehren,
Und zu fern, sie zu erlangen!

Quadraträthsel.

In die Felder nebenstehenden Quadrates sind die in den Worten Laub, Theer, Rad, Erde enthaltenen Buchstaben so einzutragen, daß die vier wagerechten Reihen bedeuten: 1. was einen Stillstand bezeichnet. 2. ein jagbares Thier. 3. Ausdruck von Gedanken. 4. ein Fluß in Europa. Und die vier senkrechten Reihen bedeuten: 1. etwas Trautes. 2. ein bedeutungsvolles Wörtchen. 3. eine Figur aus der römischen Mythologie. 4. eine hehre Tugend.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer.
Feier Alge Sang Cherub Halm Ilse
Noten Gase
FASCHING

Abonnement 75 Pfg. vierteljährlich
Inserate 15 Pfennig die Zeile.
Süddeutsche Thier-Börse
Organ für Geflügel.
Fachzeitung Süd Deutschlands. Vogel-, Bienen-, Hunde- und Fischzucht.
Centralblatt für 46 Vereine und Verbände.
Wart. Postzeitung No. 170. 290. Erscheinungsort: Heilbronn a. N. Reichspostzeitungsliste No. 6183A

Für Rettung von Trunksucht!
versend. Anweisung nach 18jähriger approbierter Methode zur sofortigen radikalen Beseitigung, mit, auch ohne Borwissen, zu vollziehen, keine Berufshörung, unter Garantie. Briefen sind 50 Pfg. in Briefmarken beizufügen. Man adressiere: „Privat-Anstalt Villa Christina bei Säckingen, Baden.“

Meinen Mitmenschen
welche an Magenbeschwerden, Verdauungs- schwäche, Appetitmangel etc. leiden, theile ich herzlich gern und unentgeltlich mit, wie sehr ich selbst daran gelitten, und wie ich hiervon befreit wurde.
Pastor a. D. Kypke in Schreibershan (Niederbayern). 2216
Caution
bedürftige wollen sich wenden an die
Fides Erste deutsche Caution- Vers.-Anst. in Mannheim.